

Unser Planet.

B l ä t t e r

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 58.

Dienstag, den 10. April

1838.

Unterhaltungsblatt.

Die silberne Hochzeit zu Cöln am Rheine.

Zum Erinnerungsfeste der Freiwilligen am 3. Februar 1838.

Allen Festgenossen gewidmet von Immermann.

Wißt Ihr, Sam'raben, was wir feiern?
Die Silberhochzeit feiern wir! —
Ich will Euch unsre Braut entschleiern,
Und auch den Bräutigam zeig' ich hier.
Das Vaterland ist die Verlobte;
Der Mannesmuth, der sich erprobte
In letzter Noth, im tiefsten Gram
Das ist der wahre Bräutigam!

Er ist vor fünf und zwanzig Jahren
An hiesiger Tage schwälen Schluß
Zu seiner bangen Braut gefahren,
Geharnischt ganz vom Kopf zum Fuß.
Ihr schön's Antlitz war benetzt
Von Thränen, und ihr Leib zerfezt,
Und durch der Feinde wüsten Hohn
Zertreten ihrer Ehre Kron'.

Er aber sprach: Mit dir verbunden
Will ich für alle Zeiten seyn!
Du bringst mir zu die schwersten Stunden,
Doch so soll just der Tapsre freyn.
Ich will dich schirmen und beschützen
Mit meines Degens hellen Bligen,
Wie auch von Wunden starrt dein Leib,
Bist doch mein heißgeliebtes Weib!

Als nun geschah der Ringe Tauschen,
Brach an des Hochzeitsfestes Licht,
Von dem die Saiten werden rauschen,
Bis daß die deutsche Lei'r zerbricht.

Zum Saale ward von Sachsens Rue
Das Land bis zu des Rheines Gauen,
Doch faßte kaum der weite Saal
Der Gäste ungeheure Zahl.

Die Trommeln spielten, die Trompeten
Zum wilden, stürm'schen Reigen auf,
Raum war von Einem abgetreten,
Nahm schon ein andrer Tanz den Lauf;
Und Ros' an Ros' den Ehrich schmückte,
So weit das Aug' im Saale blickte,
Die Tänzer gossen hin ihr Blut,
Das war die schöne Rosengluth!

Gott hatt' entflammt der Liebe Zunder,
Gott schuf des hehren Feuers Pracht!
Gott segnete den Bund; ein Wunder
Wirkt' er aus seiner heil'gen Macht.
Bei Leipzig legt er in die Arme
Die Braut dem Bräutigam, frei von Harne,
Schön, reizend, lorbeerüberlaubt,
Die alte Kron' auf ihrem Haupt.

Und nun, nach manchem Friedensjahre,
Das Frucht an Frucht des Bunds gereicht,
Steht wiederum vor dem Altare
Das Paar, zur Einsegnung bereit.
Und wieder schafft ein Wunder, prächtig,
Der alte Gott, der einst so mächtig
Dreizehn in Ehren reich gerüst't,
Und Achtunddreißig nicht vergißt.

Wenn sonst sich silbern wo begiebet
Die Hochzeit, ging die Jugend aus,
Und wenn das Paar sich auch noch liebet,
Ist doch die Stirn von Falten kraus.

Doch unsre Braut hat nicht gealtert,
Der Bräutigam ist wie sonst gestaltet,
Borussia blieb frisch und schön,
Und unser Muth blieb auch bestehn.

Bei unsrer Neben gold'ner Zähre
Sprech' ich den alten Hochzeitspruch:
Du aber, Rhein, trag ihn zum Meere,
Durch Berg' und Thäler trag' den Spruch:
Vorwärts, Borussia, im Werke!
Vorwärts in Eintracht und in Stärke!
Vorwärts wir Au', aus jedem Stand,
Mit Gott, für König, Vaterland!

Das Ende der Paläologen.

Novelle von Hermann Goedsche.

1.

Noch einmal ging die Sonne über dem, wenn auch bedrängten, doch noch unbefiegten Constantinopel auf. Herrlich erglänzten in ihren Strahlen die vergoldeten Kuppeln der Sophienkirche, und weit über die spiegelnden Wellen des Bosporus hinaus leuchtete das Kreuz und begeisterte seine Streiter. Stille ruhte über der großen Stadt. Mit schweren Opfern, mit den unglaublichsten Anstrengungen hatte die Hauptstadt des oströmischen Kaiserthums schon 52 Tage lang den wüthenden Angriffen Mahomets und seiner Horden Widerstand geleistet. Jahrelang schon hatte das schöne Land umher unter der Barbarei der Türken geseufzt, nur die Mauern der hohen Constantinopolis begränzten noch das einst so mächtige griechische Weltreich, und auch dieses Gebiet hatten seine Schatten-Kaiser nur durch schmähliche Verträge und Zahlung eines sich von Jahr zu Jahr steigenden Tributs vor den Angriffen der Türken sichern müssen. Da beschloß Mahomet II., mit dem Namen Buhuch der Große in den Annalen der türkischen Geschichte bezeichnet, der Sohn Amurats II., obgleich auch er die Verträge seiner Vorgänger beschworen, selbst dem Schattennamen des griechischen Kaiserthums durch die Eroberung seiner ehemaligen Hauptstadt ein Ende zu machen, die ihm schon lange ein Dorn im Auge und in seinen Ländern gewesen. Treulos und hinterlistig aber that er diese seine Absicht nicht eher kund, als nachdem er sich ein ganzes Jahr lang zu diesem Unternehmen mächtig gerüstet hatte. Zu dem Ende zog er, es war am 6. April des Jahres 1453 nach Christo, im zweiten Jahre seiner Herrschaft, mit 300,000 Kriegern von der Landseite gegen die Stadt, die kaum 10,000 streitbare Männer in ihren Mauern faßte, während 100 Gallonen und 300 kleinere Fahrzeuge sie von der Seeseite her bedrängten und ihr die Zufuhr abschnitten.

Hier jedoch sperrten große Ketten den Eingang zum Hafen. Auch dieß Hinderniß hatte endlich der Sultan überwunden; von zwei Seiten wurde die Stadt nun beschossen, — mit Mühe nur hielten ihre tapfern Vertheidiger noch die

schon halb zerstörten Mälle, doch es war nur der Muth der Verzweiflung, welcher die Streiter stamm. Aber noch stand Konstantin XV., und mit ihm sein Glaube, während sein Auge mit Sehnsucht nach Westen schweifte, ob nicht bald die versprochene Hilfe von dort erschiene; denn der erfahrene Krieger wußte, daß die Tage zu zählen seien, welche er noch dem Feinde Widerstand leisten könne. —

In einer offenen Halle des kaiserlichen Palastes nach der Meeresseite lehnte ein reich, beinahe phantastisch gekleideter Jüngling. Kopf und Arm stützte er auf den Marmor der Brüstung, die Rechte lehnte er auf eine reichvergoldete Cithar. Sein langes braunes Haar wallte in Locken über das blaue Gewand, die Farbe seiner Haut, die Zartheit seiner Glieder schien eher einem Mädchen anzugehören, und in dem großen Auge lebte nur Schwermuth, und fehlte der fröhliche Ausdruck von Muth und Zuversicht, mit dem Jünglinge seines Alters in das Treiben der Welt hinausblicken.

Das herrlichste Rundgemälde umgab ihn. Leuchtend und hüpfend tanzten zu seinen Füßen die Wellen des Meeres, welches zwei Welttheile scheidet. Das Auge erreicht die gegenüberliegende Küste und schweift am Thurme des Leander vorbei nach dem Meere di Marmora, weist einen Ausblick auf den Hügeln des fernen Salata und Tophana, und sucht vergeblich die Trümmer des alten Efitos, und kehrt dann zurück zu dem üppigen Grün der Abydischen Ufer mit ihren freundlichen zur Hauptstadt gehörenden Vorstädten. Der Orient scheint alle seine Schönheit und Anmuth concentrirt zu haben, und in den Umgebungen Constantinopels dem Blick schon an seiner Pforte gleichsam ein Aushängeschild all' seiner Herrlichkeiten zu zeigen, und noch heute bleibt der Wanderer bei diesem Bilde gefesselt stehen, denn nur Wenig hat die Barbarei der Bewohner zu zerstören vermocht in der Schöpfung des Allgütigen.

Doch nicht hinüber zu der grünenden Küste schweifte sein Blick. Das Auge suchte die Zeltruppen des türkischen Lagers, das sich von einer Seite des Meeres zur andern im weiten Halbkreis erstreckend, mit seinen Halbmonden und bunten Wimpeln einer farbigen Schlange gleich, die ihre Beute zu erdrücken sucht. „Wo weilst du, Irene!“ klagte der junge Mann. „Verstumme treue Cithar, deine süßen Klänge erfreuen nicht mehr ihr Ohr! Warum vermag ich nicht das Schwert zu regieren, wie dich! Tausende würde ihr treuer Ritter bekämpfen. Die Liebe wände den Lorbeer dann um die Stirne und das Vaterland jauchzte seinem Befreier zu!“

„Thörichte Wünsche!“ rief er und drückte die Cithar inniger an sein Herz. „Wie könnte ich dich, meine theure, treue Begleiterin gegen die rauhe Waffe des Kriegers vertauschen wollen! Selige Nacht des Gefanges, du erhebst uns über das Dunkel der Erde, du begleitest mich durch frohe und trübe Stunden des Lebens. Nein, ungetrüb von dem Gewirr der Erde hast du nichts mit ihr gemein als die irdischen Worte! In das Reich deiner Töne haucht die

Brust ihre Gefühle, und die Phantasie trägt mich auf ihren goldenen Schwingen zu Irenen!"

"Gregor!" sagte eine ernste Stimme neben ihm. Er schaute auf, es war der Kaiser, sein Ohm, der neben ihm stand und ihn mit finsternen Blicken betrachtete. "Ermanne Dich!" fuhr der Herrscher fort, "wirf die Laute von Dir und ergreife das Schwert zum Heil des bedrängten Vaterlandes! Die Kunst des Gesanges ist wohl herzerhebend und stärkend, aber sie soll nur dem Manne dienen, nicht sein ganzes Fühlen und Denken umfassen. Jeder Bürger opfert sein Scherflein Kraft auf dem Altare des Vaterlandes, und nur er allein, der seine Söhne zum Siege führen sollte, sitzt in der Gefahr beim weibischen Spiele. Willst Du so Dir die Braut von dem Feinde erringen?"

"Gebt mir ein Schwert, Vater meiner Irene," hat der Jüngling, "stellt mich an die Spitze Eurer Streiter und im kühnen Ausfall hole ich mir die Geliebte, und wäre es aus der Hand des Sultans. Die Liebe wird mich das ungewohnte Schwert zu schwingen lehren!" "Den Heiligen sey Dank," erwiderte der Kaiser, "so lebt doch noch der Geist Deiner Ahnen in Dir. Lasse den Funken nicht verlöschen, daß er bald hoch aufschlage zur mächtigen Heldenflamme, drohend und verheerend dem Feinde."

(Fortsetzung folgt.)

Klagen eines Juden.

O, wie seufzet das Vieh! Die Kinder sehen kläglich, denn sie haben keine Weide: die Schafe verschmachten.

Prophet Joel. Cap. 1, V. 18.

Söhne Israels und Ihr schwarzgelockte Töchter Juda's, die Ihr wohnet in Germaniens lachenden Auen, in Teutoniens romantischen Gehirgen, die Ihr athmet Galliens Luft oder Hesperiens Drangendüfte, und Ihr, die Ihr Polonien und Rußien zur Heimath genommen, Alle in Ost und West, in Süd und Nord, Zerstreute meines Volks, Spielball der Geschichte, Wetterfahne der Vergangenheit: klaget, denn ich sage Euch, Ihr habt zu klagen! Traget Leide, hüllet Euch in Sack und Asche und thuet Buße! Nicht Sijons, der Königsoeste wegen, o die Zeit hat solchen Schmerz vernarbt; nicht des Tempels wegen, denn der Gott Eurer Väter ließ ihn Euch in Euren Herzen, und kein Kriegsknecht und kein Element konnte ihn zertrümmern an dieser Stätte — nun, von wannen denn der Schmerz und der Klage Quell? Von wannen er Euch immer genahet, von wannen er immer die Blüthenauen Eurer Geschichte verheerend durchfurcht: aus der Mitte Eurer Söhne selbst! — Ein Renegatenpöbel hat sich gehüllt in die Gewande der Frömmigkeit, hat sich betündet mit blasser Sehnsucht, hat sich geformelt nach melodischem Wortesklang und jammert, heult, wie die Hyänen der Wüste über Euer Unglück, über Euer Schmach und Fessel! Zurückzucken will es Euch in die ewig vergangenen Tage mit seinen Krebses-

scheeren, will Juda reinigen und lösen, und kennt es nicht und fühlt es nicht und nennt sich doch wie Propheten! Darum rufet Wehe! aus, ein Wehe! über den blassen Leumund, über den Bösen, der zu Kreuze kriecht über den Wurm, der auf Golgatha's Stätte Schmarozerpflanzen abnagt! Er klaget, da die Morgenröthe über Euch aufgegangen, wie eine Raze, die den Tag nicht siehet; er decket auf die Gräber Eurer Märtyrer mit verruchter Hand und ziehet ein mit weiten Mästern, den Modergeruch irdischen Staubes und spricht: "Sehet, das ist der Wohlgeruch Eurer Geschichte!" Er ist entrüstet über die dankbaren Neuerer und Wohlthäter Eures zerstreuten Geschlechts und will feurig erglüht seyn für den Glauben Abrahams, Sijons und Jakobs; aber ich sage Euch, glaubet dem nicht! es ist die begeisterte Entrüstung einer Schlange, es ist das Feuer eines Satans, das nicht durchwärmt, nur verbrennt! Klage, Du Volk Gottes wie alle anderen, klage, daß solches Gezucht Dein Schooß erzeugt, solche Basilisken Deine Pfade umschlingen wollen, klage, daß die Vernunft erwache und der böse Wahn, der wie ein Nachtfalter sich asterprophetisch über Dich erheben will, dahinsleugt in das Reich der Hölle! Dein zitternd Wehe! durchdröhne den Erdbreis; Dein Wehe! über solche Dtern, stoße sie von Dir, wie den Keim des Todes! Denn was Du errungen mit blutiger Thräne, was Du erklimmt mit geistiger Lanze, was Du erstürmt mit goldenem Speer, was Du bezahlt mit Jahrhunderten, das will dieser Pöbel nicht kennen, das schleudert er mit wimmerndem Hohne zurück und nennet dieß Eifer für sein Volk! Und es träumt von einer Zukunft und verschwemmt sie mit Philosophemen, die es unverdauet, vermengt, wiederkäuert, ja, es träumt und verdreht die Augen, und das ist der Jammer! und das ist das Elend!! Ein Prophet, der Träume hat, der prebige Träume, wer aber mein Wort hat, der prebige mein Wort recht. Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen, spricht der Herr?*)

Ja klaget über das Stroh auf Sande sflächen, das lang gerecht emporragt und nach Brot schreiet und dafür hingibt die Würde seines Stammes und dennoch verachtet und verabscheut wird vom edlen Menschengeschlecht. Des gerechten Gottes Strafe bleibt nicht aus, schon wird dieser scheinreue Jauhagel selbst von seinem Gewinsschwall bewältigt und was erst Abgemessenes war, wird grauser, fanatischer Wahn für Trugbilder, wird dumpfe Geistesüberspannung, wird ein hohles Nichts!

So weine, Israel, eine Frucht erzeugt zu haben, die sich von der Mutter Busen gewendet und Andere anlagt, daß sie's gethan! Doch nur darüber weine und klage — denn Gott hat schon gerichtet!

G. Frankenberg.

*) Jeremias 23, 28.

Nehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Wenn man das Wort „herrlich“ von Herr ableiten will, kann, darf und muß, dann läßt sich für „dämlich“ ohne einen Proceß mit dem schönen Geschlechte, gar keine Ableitung finden.

Ein Commissionär in Berlin empfiehlt kürzlich ein zu verkaufendes Haus unter Anderem auch damit: es hat den ganzen Tag die Mittagssonne.“

Die Gasthäuser in Tyrol sind oft mit Versen ausgestattet, welche ein Lächeln abnöthigen. So fand Kogebue über einem Wirthshause:

Lieber Gast, komm geschwind herein,
Hast Du Geld, hab' ich guten Wein;
Hast kein Geld, magst drüben einkehren,
Dort ist ein frischer Brunnen mit zwei Röhren.

Literarisches Museum.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

Herrmann Marggraff.

(Schluß.)

Die ganze Gruppe der vorgenannten Aufsätze hat in dem wilden Haß gegen die Institute des umgebenden Lebens, in einer fast rauschenden Polemik seine gemeinsame Tendenz; der innere Jörn springt gleich einer brausenden Fontaine in die Höhe; aber nach der Action folgt die Reaction und das aufgeregte Gemüth muß eine Antersstätte für die Flucht seiner Empfindungen suchen. Da wendet der Dichter sein Auge rückwärts auf die stille Vergangenheit seiner Kindheit, er faltet die „Poesie des kleinstädtischen Bürger- und Sonntagslebens“ vor sich auf; er besucht das Pfingstschießen und den Schützenplatz seiner Heimath, ob sie Ruhe und Trost mit den milden, trauten Bildern in seinen aufwallenden Geist hineinsprechen können; aber vergebens! die Erinnerung ist ein matter Heilstrank gegen die Feuerschmerzen der Gegenwart und jene patriarchalische Friedensmilde beschwört die Phantasie umsonst an das Tageslicht. Nur greller greift das Gesehene in das Heute hinein, und „der Provinziate in der Hauptstadt“ rollt das Porträt des Erstern fast lächerlich dem Auge auf. Rathlos in dieser Bedrängniß stellt der Dichter „Ludwigs XIV. tägliche Lebensordnung“ auf, als ob das mechanische Gewohnheitsleben, der Schlendrian des Daseyns, die Wirkung eines ewigen Refrains, die Eintönigkeit von Heute und Morgen nun das Asyl werden sollte, in das sein gefolterter Geist sich flüchtete.

Mit dieser Schilderung schließt der erste Theil ab; doch in solcher Erstarrung kann der Dichter nicht enden, das fühlen wir.

In der zweiten Abtheilung weitet der Gesichtskreis sich aus; der Schriftsteller tritt in die Welt der Literatur.

Dieselbe flammende Gluth, derselbe Ingrim, dieselbe Schärfe der Vernichtungslust. Eine reiche Dichtergallrie öffnet sich uns, aber es sind dunkle nachtschattige Gestalten, die mit ihrem schönsten Herzblut, mit ihrem heiligsten Glück die Schuld des Lebens abbüßten. Charlotte Stieglitz, J. C. Wenzel, Grabbe, Gasparini, Ferdinand Weisse treten vor uns; die Seele fällt sich mit Schmerz wie der geweihte Kelch mit dem Blute des Heilands. Wir können uns kaum der milden Schilderungen von Wilhelm Albrecht, Leopold Schefer, Langbein erfreuen, denn in diese trügerische Versuchung blickt Byrons dunkles Satyr-Auge gespensterhaft hinein und die moderne Zeit, wie sie in den Aufsätzen „Ueber deutsche Kritik und Polemik“ und „die moderne lyrische Poesie“ uns aufgespiegelt wird, trägt eine zerrissene spukhafte Todtenmaske.

Mit dieser Aufblätterung der Vernichtung, des Chaotischen, in der Gegenwart will fast das Buch enden und nur ein leiser, vielleicht bald verwehter Keim neuer Gestaltungen bricht in dem letzten Aufsatz „Ueber deutsche Prosa“ hervor.

So ist denn über das ganze Buch freilich, wie man den Verfasser getadelt, eine düster menschenhassende Lebensansicht ausgegossen; aber man hat hierbei auf das Auant derselben nicht Rücksicht genommen. Hineingeschleudert in das Gewirr großstädtischer Verhältnisse, ohne einen Halt- und Leitstern, als die eigne Kraft, zertrümmert an vielfachen Hoffnungen, verkannt, zurückgewiesen, mußte jener bittere Hohn und düstere Ernst des Verfassers die Seele vergällen, wo man auf dem Gipfel des Zweifels getrieben, die Welt wie eine feile Dirne von sich stößt und das bunte farbenreiche Schauspiel wie ein aschgraues Schattenbild betrachtet. Dieser Seelenzustand ist ebenso psychologisch wahr, als der heitere würdige Genuß, aber er muß als Uebergang erscheinen, als Stadium einer organischen Entwicklung und nur das Verzaubern und Verhassten in diesem Anschauungsbezirk würde den Blick stumpfen und den Geist irrsinnig machen.

Wie aber der Stoff dieser Aufsätze so trägt auch die Stylisirung derselben den Charakter des noch unabgeschlossenen Kampfes an sich. Ich möchte sagen, der Styl ist wie von Korinthischem Erzgehalt, eine Mischung verschiedenartiger Metalle, die oft in eine feindliche Berührung treten; er hat sich noch nicht vollkommen ausgeprägt, sondern es verharrt in ihm die Reste verschiedener Bildungsperioden. Durch seinen Faltwurf bilden zuweilen seltsame, bizarre, philosophische Worte und seine Rhythmik erscheint mehr auf dem Fundamente des scharf combinirenden Verstandes als auf die reiche Anschauung und Abrundung der Poesie gegründet.

Der Strom des Gedankens grenzt sich nicht in ein geordnetes ebenes Flußbett ein, sondern kataraktenmäßig in auffälligen Geflechten und Windungen sich überstürzend, bildet er eine Peribol, die am meisten einer schroffkantigen, scharfmarkirten Gebirgslandschaft von großartigem Charakter gleicht, auf deren Schneefirnen nur selten eine einsame, träumerisch dufende Waldblume blüht.

Seidelmann.